

49 Prozent

Ein Brasato kann den Heiligabend retten



Patrick Imhasly

Die Heilsarmee spielt sanfte Weisen mit schrägen Zwischentönen. Die Christbaumhändler bieten Tannen feil, die nicht selten mit Herbiziden belastet sind, und aus den Hütten der Weihnachtsmärkte riecht es nach überzuckertem Glühwein. Es mag keine echte Weihnachtsstimmung aufkommen, von Besinnlichkeit gar nicht zu reden. Vielleicht liegt es auch daran, dass einem in den Lebensmittelläden Schüffel und Sekt zum halben Preis regelrecht nachgeworfen werden und dass der Ausverkauf im Detailhandel nicht nach dem Weihnachtsgeschäft anfängt, sondern inzwischen zentraler Bestandteil davon ist. Das alles erhöht den Druck auf den Konsumenten, sich ein Schnäppchen ja nicht entgehen zu lassen - und erstickt weihnachtliche Gefühle, wenn sie gerade erst am Keimen sind.

Gleichzeitig werden die Debatten im Land immer absurder. Der «Tages-Anzeiger» beschäftigt sich mit der Frage, welche Folgen es für die Kinder in der Deutschschweiz haben könnte, dass viele von ihnen ihre Geschenke nicht mehr wie früher vom

«Christkind», sondern vom «Weihnachtsmann» kriegen - als ob das für die psychologische Entwicklung der Kleinen eine Rolle spielte. Und der Berner SVP-Nationalrat Erich Hess ist sich nicht zu blöde, in einem Video auf Facebook dazu aufzurufen, bloss keine Spendengelder ins Ausland zu schicken. Über die staatliche Entwicklungshilfe und die Ostmilliarde an die EU profitierten diese Ausländer ja sowieso schon genug von uns. Es reicht, möchte man sagen, schafft Weihnachten ab! Aber darf man das als Familienvater fordern oder nur schon denken? Weihnachten ist doch das Fest der Familie, ein Zauber vor allem für die Kinder. So habe ich das selbst erfahren. Aber wie ist das heute, was halten meine Kinder von Weihnachten?

«Ich finde Weihnachten cool», sagt Luis, 11, «man bekommt Geschenke und macht andern Leuten eine Freude mit Geschenken oder gutem Essen.» Auch Micah, 9, findet Weihnachten gut, aber so richtig toll erst dann, «wenn es Schnee hat». «Das Schönste sind die Dekorationen und dass man mit der Familie den Abend verbringt», sagt er. Auch bei ihren Weihnachtswünschen sind die beiden erstaunlich pragmatisch. Luis wünscht sich zum Beispiel von seinem Götti Adiletten, die kultigen, aber ziemlich hässlichen Badelatschen von Adidas, weil sie «so bequem sind» und weil er sowieso ein grosser Fan von allem ist, was mit Adidas zu tun hat. Und nachdem Micah erfahren hat, dass der vierte Band der Kinderbuchserie «Woodwalkers» erst im Januar erscheint,



Man sollte die Erwartungen an Weihnachten nicht zu hoch schrauben und das Fest auf keinen Fall pathetisch aufladen.

wünscht er sich jetzt einen «Bowlingabend mit der ganzen Familie».

Ich bin zuversichtlich, dass die Wünsche der beiden in Erfüllung gehen. Vor allem aber stimmt die Unverfälschtheit ihrer Bedürfnisse mich in meiner Weihnachtsverdrossenheit milde und lehrt mich dies: Man sollte die Erwartungen an Weihnachten nicht zu hoch schrauben und das Fest auf keinen Fall pathetisch aufladen. Am besten fährt, wer das pflegt, wofür er während des Jahres zu wenig Musse gefunden hat. Deshalb schlage ich meiner Frau vor, dass wir heute das Aufräumen der Wohnung auf das Minimum beschränken, den ganzen Tag auf den Gebrauch des Smartphones verzichten, unnötige Diskussionen vermeiden und stattdessen einen gemeinsamen Spaziergang im Wald machen. Danach werde ich mich dem Brasato für das Abendessen widmen, den ich gestern im Rotwein eingelegt habe.

Schon höre ich die Frauen spotten, Weihnachten sei für die Männer nur dann gelungen, wenn diese drei Stunden Zeit zum Kochen hätten, während sie selbst sich um alles andere kümmerten. Diesen Frauen sei gesagt: Gemeinsam lustvoll essen macht glücklich, stärkt die Familienbande und fördert die soziale Kompetenz der Kinder, wie kanadische Psychologen jüngst herausgefunden haben. Vielleicht breitet sich gerade deswegen heute Abend bei uns zu Hause doch noch feierliche Stimmung aus.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».

Alles, was Recht ist

Wenn die Journalisten miturteilen



Markus Felber

Ein wichtiges Element einer guten Berichterstattung ist die objektive Beobachtung des Geschehens. Der Journalist hat zu registrieren, was er sieht, und nicht etwa, was er gerne sehen möchte. Wer über ein Fussballspiel berichtet und sich sehnlichst den Sieg der einen Mannschaft erhofft, wird nicht jede kritische Spielsituation mit ungetrübtem Blick wahrnehmen.

Ganz ähnlich verhält es sich mit der Gerichtsberichterstattung. Ist der Journalist aus welchem Grund auch immer zutiefst von der Unschuld des Angeklagten überzeugt, wird er den Gang einer Gerichtsverhandlung nicht mehr mit unverstelltem Blick verfolgen können. Allerdings besteht ein grosser Unterschied zum voreingenommenen Sportreporter: Dieser kann die Entscheidungen des Schiedsrichters und damit den Spielverlauf kaum beeinflussen, auch wenn er im Vorfeld des Spiels noch so sehr den Sieg der einen Mannschaft herbeizuschreiben versucht. Ganz anders die Gerichtsberichterstattung, die im Vorfeld eines Prozesses durchaus medialen Druck aufbauen können, der den Ausgang eines Verfahrens zu beeinflussen vermag.

Zielt eine solche Kampagne auf eine strenge Bestrafung des Angeklagten, handelt es sich um eine Vorverurteilung, die aufgrund der Unschuldsvermutung rechtlich unzulässig ist. Versuchen die Medien dagegen einen Freispruch zu erzwingen, ist das in der helvetischen Rechtsordnung nicht ausdrücklich verboten. Dennoch werden verantwortungsvolle Journalisten ihre eigene Einschätzung des Falles für sich behalten, bis das Gericht unbeeinflusst von veröffentlichter Meinung Recht gesprochen hat.

Eine Missachtung der richterlichen Unabhängigkeit ist nicht nur rechtsstaatlich gefährlich, sie kann auch zum Bumerang werden. Zwar gibt es durchaus Richter, die medialem Druck nachgeben. Es gibt aber auch andere, die in solcher Situation bocken und erst recht anders urteilen. In beiden Fällen wird der Gang der Rechtsprechung verfälscht.

Markus Felber war NZZ-Bundesgerichts-korrespondent.

Die E-Mail-Debatte

«Wenn die Schule schwimmen geht, geht man schwimmen»

Wie viel Religion hat Platz in unserem Staat? Andrea Caroni und Mattea Meyer sind sich erstaunlich einig – bis es um die Frage der Kirchensteuer geht

Andrea Caroni

Geschätzte Kollegin, die Weihnachtszeit samt funkelnendem Christbaum im Bundeshaus ist auch für Agnostiker magisch. Manche Politiker behaupten nun aber ganzjährig, das Christentum sei die Schweizer Leitkultur, wonach sich alle zu richten hätten. Was sagt Ihr Staats- und Religionsverständnis dazu?

Mattea Meyer

Geschätzter Kollege, da halte ich es mit der Freiheit: Der Staat soll niemandem vorschreiben, was er oder sie glauben oder auch nicht glauben soll. Der Rechtsstaat gibt den Rahmen vor - nicht mehr und nicht weniger. Ich frage mich immer wieder, was genau mit dieser Schweizer Leitkultur gemeint sein kann. Die fehlende Gleichberechtigung der Geschlechter? Oder die Neutralitätspolitik, die uns nicht daran hindert, mit Waffenexport Geld zu machen.

Andrea Caroni

Wenn Sie Ihr punktuelles Freiheitsverständnis verallgemeinern, werden Sie plötzlich noch eine Liberale! Aber bleiben wir bei der Religion: Oft stellt sich ja auch die umgekehrte Frage, nämlich ob man sich auf die eigene Religion berufen kann, um Ausnahmeregelungen zu erhalten. Für mich ist klar: Niemand darf aufgrund seiner Religion benachteiligt werden - aber ebenso wenig bevorzugt. Zwar soll ein liberaler Staat nur die notwendigen Regeln aufstellen. Diese gelten dann aber für alle. Wenn die Schule schwimmen geht, geht man schwimmen. Wenn man in der Schule die Hand gibt, gibt man die Hand. Wie sehen Sie das?

Mattea Meyer

Für einmal kann ich Ihnen zustimmen, ohne jedes Aber. Religionsfreiheit bedeutet nicht, dass jeder und jede sich den Stundenplan nach Gutdünken zusammenstellen kann. Ob Schwimmen oder Sexualkunde: Sie sind Teil der ganzheitlichen, obligatorischen Schulbildung und für alle Kinder Pflicht. Kommen

Debattierer



Mattea Meyer, 30, ist Nationalrätin der SP aus dem Kanton Zürich. Sie ist Co-Präsidentin der SP Winterthur und Co-Präsidentin der Sans-Papiers-Plattform Schweiz.



Andrea Caroni, 37, ist FDP-Ständerat aus dem Kanton Appenzell Auser rhoden. Er arbeitet als Rechtsanwalt und ist Vizepräsident der FDP Schweiz.

wir zurück zur sogenannten Leitkultur: Sie gibt vor, dass alle, die eine andere Kultur, eine andere Religion oder Herkunft haben, nie ganz dazugehören können. Das ist gefährlich und absurd. Ich teile mehr Werte mit einer emanzipierten Muslimin als mit einem erzkonservativen Christen, der mich als Frau nicht gleichberechtigt behandelt. Letzterer bedroht doch vielmehr Werte wie Demokratie und Menschenrechte, auf die unser moderner Bundesstaat aufbaut?

Andrea Caroni

Liegt es an der harmoniefördernden Adventsstimmung, dass wir uns schon wieder einig sind? Ich erkenne ebenfalls keine sogenannte Leitkultur. Unser Land ist geschichtlich von vielen kulturellen Einflüssen geprägt, wozu auch das Christentum gehört - aber natürlich bei weitem nicht exklusiv, man denke nur an die griechischen und römischen Einflüsse, von fernöstlichen und arabischen ganz zu schweigen. Besonders prägend war die Aufklärung, deren Gedanken sich stark in unserer Verfassung niedergeschlagen haben. Diese Bundesverfassung ist letztlich Leitschnur des Zusammenlebens. Dabei sind die Gedanken (auch die religiösen) stets frei. Noch ein anderer Blickwinkel: Wie konsequent neutral muss der Staat für Sie sein, etwa punkto Anerkennung von Glaubensgemeinschaften oder der Aufführung von Krippenspielen?

Mattea Meyer

Der Kanton Zürich kennt die Anerkennung von Glaubensgemeinschaften - neben der reformierten und katholischen Landeskirche sind auch zwei jüdische Gemeinschaften anerkannt. Ich kann mir gut vorstellen, dass in Zukunft auch andere Glaubensgemeinschaften anerkannt werden. Natürlich immer unter der Bedingung, dass rechtsstaatliche Prinzipien, Demokratie oder auch Gleichstellung der Geschlechter nicht verhandelbar sind. Paradoxerweise werden diese Werte von zwei Seiten bedroht: auf der einen Seite der islamistische Fundamentalismus, auf der

anderen der Versuch der populistischen Rechte, Islamfeindlichkeit salonfähig zu machen. Mir ist beides ein Graus. Was sagt denn Ihr liberaler Geist dazu, dass die CVP Kopftücher in Schulhäuser verbieten will?

Andrea Caroni

Ich hinterfrage zwar, ob es am Staat ist, Glaubensgemeinschaften zu anerkennen. Allerdings ist dies Sache jedes Kantons. Dabei sollte man an alle Glaubensgemeinschaften denselben Massstab anlegen. Das gilt auch für Ihre Frage nach den Kopftüchern in Schulhäusern. Es gibt durchaus Gründe für eine Schule, die Erscheinung ihrer Schüler (und noch mehr ihrer Lehrpersonen) zu regeln. Wer Schülern aber das Kopftuch verbieten wollte, müsste auch sichtbare Kreuze und Kippas verbieten (bei religiöser Haarpracht würde es schwieriger). Das Bundesgericht war 2015 noch strenger und befand, solche Eingriffe gingen ohnehin zu weit. Scheinheilig ist es jedenfalls, die Schule zum «säkularen Schutzraum» zu erklären, dann aber staatliche Kreuzfixe in Schulhäusern zu befürworten. Hingegen muss der Staat alle Personen vor religiösem Zwang schützen, seien es z. B. Junge, Frauen - oder auch juristische Personen. Was sagen Sie zur völlig sachfremden Kirchensteuer für Unternehmen gewisser Kantone?

Mattea Meyer

Da habe ich zwei Seelen in meiner Brust. Die Kirchensteuer für Firmen widerspricht eigentlich dem Ziel, Kirche und Staat zu trennen. Und doch habe ich vor drei Jahren die Abschaffung der Kirchensteuer abgelehnt, als wir im Kanton Zürich darüber abgestimmt haben. Aus einem einfachen Grund: Solange Firmen steuerlich entlastet werden, solange finde ich es richtig, dass sie via Kirchensteuer einen bescheidenen Beitrag an das soziale und gemeinnützige Engagement zahlen, das die Kirchen erbringen. Zum Beispiel jetzt zur Weihnachtszeit, wenn die Kirchen ihre Türen offenhalten für einsame Menschen.

Strittis Schlagzeile

Zum Zwang der EU für ein Rahmenabkommen.



Hermann Strittmatter ist Gründer und Leiter der Werbeagentur GJK in Zürich.